

(Nachdruck verboten.)

23

## Auferziehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Ich muß Ihnen noch mitteilen,“ sagte Rechljudow, „daß ich nicht weiter an den Sitzungen teilnehmen kann.“

„Da müssen Sie, wie Ihnen bekannt, dem Gericht hinreichend wichtige Gründe angeben.“

„Die Gründe sind die, daß ich jedes Gericht nicht nur für unnütz, sondern sogar für unmoralisch halte.“

„So so,“ sagte der Staatsanwalt, immer mit demselben, kaum bemerkbaren Lächeln, als ob er durch dieses Lächeln andeuten wollte, daß solche Erklärungen ihm bekannt wären und zu einer bestimmten Kategorie von Lächerlichkeiten gehörten.

„So so; aber Sie begreifen doch wohl, daß ich als Staatsanwalt Ihnen nicht bestimmen kann. Und deshalb rate ich Ihnen, darüber dem Gericht eine Erklärung abzugeben; dann wird das Gericht über Ihre Erklärung entscheiden und sie für triftig oder für nicht triftig erklären und Ihnen im letzteren Falle die gerichtliche Strafe auferlegen. Wenden Sie sich an das Gericht.“

„Ich habe meine Erklärung abgegeben und thue keine weiteren Schritte,“ sagte Rechljudow ärgerlich.

„Empfehle mich,“ sagte der Staatsanwalt, sich mit dem Kopf verneigend; er hatte offenbar den Wunsch, diesen sonderbaren Besucher bald los zu werden.

„Wer war da eben bei Ihnen?“ fragte das Gerichtsmittglied, welches nach Rechljudows Hinansgehen das Zimmer des Staatsanwalts betrat.

„Rechljudow; wissen Sie, der schon im KraSnoperskischen Bezirk in der Semstwo verschiedene sonderbare Vorschläge machte. Denken Sie sich: er ist Geschwornener, und unter den Angeklagten befindet sich eine Frau oder ein Mädchen, die zu Zwangsarbeit verurteilt ist, und die er nach seinen Worten verführt hat und jetzt heiraten will.“

„Ja wohl nicht möglich!“

„Das hat er mir erzählt . . . Und dabei in einer sonderbaren Erregtheit.“

„Da ist etwas nicht richtig. Dieses absonderliche Verhalten der jetzigen jungen Leute.“

„Na, so ganz jung ist er nicht mehr.“

„Ach, lieber Kollege, wie uns aber Ihr gepriesener Zwascenkow ändert! Er macht uns tot; redet und redet ohne Ende.“

„Man muß die Leute einfach unterbrechen, sonst sind es die richtigen Obstruktionisten . . .“

### Sechshunddreißigstes Kapitel.

Vom Staatsanwalt fuhr Rechljudow direkt zum Interimsgefängnis. Aber es stellte sich heraus, daß da keine Maslowa war, und der Aufseher erklärte Rechljudow, sie müßte im alten Transportgefängnis sein. Rechljudow fuhr dorthin. Wirklich, hier war Zekaterina Maslowa.

Die Entfernung vom Interimsgefängnis bis zum Transporthaus war ungeheuer, und Rechljudow kam erst gegen Abend im Transporthaus an. Er wollte in die Thür des riesigen, finsternen Gebäudes treten, aber die Schildwache ließ ihn nicht hinein, sondern läutete nur. Auf das Läuten kam ein Aufseher herbei. Rechljudow zeigte seinen Schein, aber der Aufseher sagte, ohne Erlaubnis des Inspektors könnte er ihn nicht einlassen. Rechljudow begab sich zum Inspektor. Schon während er die Treppe hinaufstieg, hörte Rechljudow hinter der Thür die Klänge irgend eines komplizierten Bravourstücks, das auf dem Klavier gespielt wurde. Als ihm aber ein Dienstmädchen mit verbundenem Auge ärgerlich die Thür öffnete, stürzten diese Klänge gleichsam aus dem Zimmer heraus und trafen sein Gehör. Es war eine übermäßig oft gehörte Rhapsodie von Liszt, die schön, aber nur bis zu einer bestimmten Stelle gespielt wurde. Wenn der Spieler bis zu dieser Stelle gekommen war, wiederholte er immer dasselbe. Rechljudow fragte das verbundene Dienstmädchen, ob der Inspektor zu Hause sei.

Das Dienstmädchen sagte: „Nein.“

„Kommt er denn bald?“

Die Rhapsodie hielt wieder inne und wurde glänzend und geräuschvoll bis zu der verkehrten Stelle wiederholt.

„Ich werde gehen und fragen.“

Und das Dienstmädchen ging fort.

Die Rhapsodie begann gerade wieder dahinzutauschen, als sie plötzlich noch vor der verkehrten Stelle abriß und eine Stimme ertönte:

„Sag ihm, daß er nicht da ist und heute nicht mehr kommt. Er ist eingeladen, was soll dieses Drängen?“ ertönte eine weibliche Stimme hinter der Thür, und wieder erklang die Rhapsodie, aber wieder hielt sie inne, und man hörte das Geräusch eines zurückgeschobenen Stuhls. Augen scheinlich wollte die erzürnte Klavierpielerin dem zudringlichen Besuch, der nicht zur festgesetzten Zeit kam, selbst Bescheid sagen.

„Papa ist nicht da!“ Mit diesen Worten trat ein blaßes, jämmerlich aussehendes, frisiertes Mädchen mit blauen Ringen unter den trüben Augen aus dem Zimmer. Als sie den jungen Mann in seinem Paletot erblickte, wurde sie sanfter. „Treten Sie, bitte, näher . . . Was wünschen Sie?“

„Eine Gefangene zu sprechen.“

„Gewiß eine Politische?“

„Nein, keine Politische. Ich habe die Erlaubnis vom Staatsanwalt.“

„So, ich weiß nicht; Papa ist nicht da. Aber kommen Sie, bitte,“ forderte sie ihn wieder auf, in den kleinen Flur zu treten. „Sonn' wenden Sie sich an seinen Gehilfen, der ist jetzt im Comptoir, mit dem reden Sie. Wie ist Ihr Name?“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Rechljudow, ohne auf die Frage zu antworten, und ging hinaus.

Man hatte kaum die Thür hinter ihm schließen können, als schon wieder dieselben mutigen, fröhlichen Klänge ertönten, die ebensovienig zu dem Ort pflüchten, an dem sie hervorgebracht wurden, wie zu dem jämmerlichen Gesicht des Mädchens, das sie so hartnäckig auswendig lernte.

Draußen traf Rechljudow einen jungen Offizier mit gefärbtem und gedrehtem Schnurrebart und fragte ihn nach dem Gehilfen des Inspektors. Es war der Gehilfe selbst. Er nahm den Einlasschein, sah ihn durch und sagte, er hätte nicht die Erlaubnis, jemand in das Transportgefängnis hineinzu lassen. Es sei auch schon spät. Er bäte, morgen wiederzukommen.

„Morgen um zehn Uhr ist der Besuch jedem gestattet; dann kommen Sie nur, dann ist der Inspektor auch zu Hause. Sie können sie dann mit den andern zusammen sehen, und wenn der Inspektor es gestattet, auch im Bureau.“

So kehrte Rechljudow, ohne an diesem Tage ein Wiedersehen erreicht zu haben, nach Hause zurück. Erregt von dem Gedanken, sie zu sehen, ging er durch die Straßen und dachte jetzt nicht mehr an das Gericht, sondern an seine Unterhaltung mit dem Staatsanwalt und den Aufsehern. Der Umstand, daß er ein Zusammentreffen mit ihr gesucht und dem Staatsanwalt von seiner Absicht Mitteilung gemacht und in zwei Gefängnissen gewesen war und sich vorbereitet hatte, sie zu sehen, erregte ihn so sehr, daß er sich lange nicht beruhigen konnte. Zu Hause angekommen, holte er sogleich seine lange nicht mehr angerührten Tagebücher hervor, las einige Stellen in ihnen durch und schrieb folgendes hinein: „Zwei Jahre lang habe ich keine Tagebuch geführt und geglaubt, daß ich niemals zu dieser kinderei zurückkehren würde. Aber das war keine kinderei, sondern eine Unterhaltung mit mir selbst, mit dem wahrhaftigen, göttlichen Ich, das in jedem Menschen lebt. Die ganze Zeit über hat dieses Ich geschlafen, und ich hatte niemand, mit dem ich mich unterhalten konnte. Aufgeweckt hat es der ungewöhnliche Vorfall am 28. April im Gericht, wo ich Geschwornener war. Ich habe auf der Anklagebank sie, die von mir verurteilte Kathuscha in Strafkleidern wieder gesehen. Durch ein sonderbares Mißverständnis und durch meinen Fehler ist sie zur Zwangsarbeit verurteilt worden. Ich war soeben beim Staatsanwalt und im Gefängnis. Man hat mich nicht zu ihr gelassen, aber ich bin entschlossen, alles zu thun, um sie wiederzusehen, vor ihr meine Sünden zu betennen und meine Schuld wieder gut zu machen, wenn auch durch eine Ehe. Herrgott, hilf mir! Mir ist sehr gut und freudig ums Herz.“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Maslowa konnte in dieser Nacht lange nicht einschlafen, sondern lag mit offenen Augen da, schaute auf die Thür und die bald vorwärts, bald rückwärts wandernde Küsterstochter und dachte nach.

Sie überlegte, daß sie um keinen Preis einen Sträfling auf Sachalin heiraten, sondern sich irgendwie anders einrichten würde — mit irgend einem Beamten, einem Schreiber, meinestwegen mit einem Aufseher oder Gehilfen. Sie waren ja alle veressen darauf. „Aber nur nicht mager werden; sonst gehst du zu Grunde.“ Und sie erinnerte sich, wie der Verteidiger sie angesehen hatte und wie der Vorsitzende und die ihr begegnenden und absichtlich vorübergehenden Männer im Gericht nach ihr hingeblickt. Sie erinnerte sich, wie die Bertha, die sie im Gefängnis besucht, ihr erzählt, daß der Student, den sie bei der Sitajewa geliebt hatte, zu ihnen gekommen sei, nach ihr gefragt hätte und sie sehr bedauerte. Sie dachte auch an den Streit mit der Fuchsrotten und fühlte Mitleid mit ihr; dachte an den Bäder, der ihr extra Semmel geschickt. Sie dachte an vieles, aber nur nicht an Nechjudow. An ihre Kindheit und Jugend, namentlich aber an ihre Liebe zu Nechjudow dachte sie niemals. Das war zu schmerzlich. Diese Erinnerungen ruhten unangerührt irgendwo tief in ihrer Seele. Selbst im Traum sah sie Nechjudow niemals. Heute, im Gericht, hatte sie ihn weniger deswegen nicht erkannt, weil er, als sie ihn zum letztenmal gesehen, Militär ohne Vollbart, mit kleinem Schnurrbart und zwar kurzem, aber dichtem Lockenhaar gewesen war, während er jetzt schon nicht mehr jung aussah und einen Vollbart trug, — als vielmehr deshalb, weil sie niemals an ihn dachte. Sie hatte alle Erinnerungen an ihre Vergangenheit in jener schrecklichen Nacht begraben, wo er von der Armee gekommen und nicht bei seinen Tanten vorgefahren war.

(Fortsetzung folgt.)

Don der Weltausstellung.

2. Pariser Stimmungen und Verstimmungen. Das deutsche Haus.

Paris, 26. April 1900.

In einem kurzen und kategorisch gehaltenen Erlaß hat die Ausstellung allen denen, die es angeht, nunmehr zu wissen gegeben, daß bis zum 28. d. M., das ist bis zum Sonnabend, alle Arbeiten beendet sein müssen; nach diesem Termin soll kein Arbeiter mehr auf dem Ausstellungsfelde zugelassen werden, wer nicht fertig wird bis dahin, hat es sich dann selbst zuzuschreiben. Skeptische Leute glauben nicht recht an den vollen Ernst dieser Worte und meinen, es werde sich wohl im gegebenen Augenblick noch irgendwo ein Hintertürchen im wahren Sinne des Wortes finden lassen, durch das die Arbeiter eingeschmuggelt werden können; aber es wäre im Interesse der Sache zu wünschen, daß mit der Drohung Ernst gemacht wird, weil heute auch die Pünktlichkeit unter der Unpünktlichkeit ihrer Nachbarn zu leiden haben. Eine Reihe von Ausstellern, die mit Aufbietung allen Fleißes ihre Erzeugnisse schon vor dem offiziellen Eröffnungstermin ausgelegt hatten, mußten sie fast die ganze Zeit seither durch Decken, Bretter und dergleichen verdeckt halten, weil es irgend einem guten Mann in der Nähe gefiel, geradezu unwahrscheinliche Mengen von Staub aufzuwirbeln. Das Publikum wird froh sein, wenn es erst einmal von der abscheulichen und bis zum Ueberdruß gehörten ominösen Phrase: *plus tard d. h. „später“* erlöst ist, mit der man jetzt an allen Ecken über das Unfertige hinweggefächelt werden soll; froh werden auch die Berichterstatter sein, deren Thätigkeit sich bis jetzt so zu sagen in der Novellendichterei erschöpfte. Wo nichts ist, da hat nicht nur der Kaiser, sondern auch der grimmige Redacteur sein Recht verloren, der vom Berichterstatter dringende Newigkeiten heischt. Unse Abicht ist, unsre Leser so gut es in derartigen Ausstellungsbriefen geht, über den Stand des gewerblichen Lebens in den verschiedenen Ländern zu unterrichten; aber dazu muß man Vergleiche ziehen können, und das ist heute noch fast unmöglich.

Die Schuld an der allgemeinen Unfertigkeit und Verspätung trifft nur zum geringsten Teil die einzelnen Aussteller, in deren eigenstem Interesse es vielmehr liegt, möglichst frühzeitig und vollständig ihre Erzeugnisse dem Publikum zugänglich zu machen. Eher schon könnte man der Ausstellungsleitung, im besondern den Baufirmen die Verantwortlichkeit zumessen; aber nach dem, was man allgemein hört, tragen die schlechten französischen Verkehrsverhältnisse die meiste Schuld. Noch vor wenigen Tagen standen vor den Pariser Güterbahnhofen Laufende von Waggons mit Ausstellungsgütern, die wegen mangelhafter Einrichtungen und schlechter Dispositionen nicht entladen werden konnten. Zum wer weiß wie vielen Male haben die Kapitalistengesellschaften, denen der französische Eisenbahnverkehr ausgeantwortet worden ist, den Beweis ihrer kompletten Unfähigkeit geliefert. Man muß schon nach Ländern mit ganz korrupter Verwaltung gehen, nach Italien oder den Balkan-

staaten, um solche traurigen Verkehrsverhältnisse zu finden, wie in Frankreich oder gar in Paris. Die Verfechter des Privatbetriebs von Straßenbahnen, Gaswerken, Electricitätscentralen und dergleichen müßten verurteilt werden, ein paar Jahre lang die Segnungen dergleichen Einrichtungen in Paris am eignen Leibe zu verspüren. Die Trambahn- und Omnibusverhältnisse der französischen Hauptstadt sind einfach eine Schande; im Interesse einer Kapitalistenlique wird das Publikum in der unerhörtesten Weise ausgeplündert und gemißhandelt. Da bei diesem Raubsystem die Dividenden so fett sind, daß die glücklichen Aktionäre in eiguem Gefährt auf Gummirädern oder im Automobil durch die Straßen kutschieren können, so scheeren sie sich den Teufel um die Klüge und die Verzeiwung der Menge, die ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist. Den Herrschaften von der Großen Berliner Straßenbahn muß sich das Herz vor Reid im Leibe herumdrehen, wenn sie sehen, mit welcher Unverschämtheit und Gewissenlosigkeit ihre Kollegen jenseits des Rheins erst auftreten können! Am schlimmsten leiden unter diesen Umständen natürlich, wie immer, die Arbeiter und schlecht bezahlten Angestellten; es ist ganz gewöhnlich, daß Leute mit einem Tagesverdienst von fünf Franc sechzig bis fünfundsiebzig Centimes, das ist den achten bis sechsten Teil, den organisierten und autorisierten Straßenrändern in den unerfätlichen Nachen werfen müssen. Und so lammsgeduldig ist das hiesige Publikum, so nachsichtig — oder so gut geschmiert! — ist die hiesige Presse, daß es schon als eine kleine That erscheint, wenn unsre Parteiblätter die Konzeffionierung der kapitalistischen Aliquen über das Jahr 1910 hinaus bekämpfen! Wenn die Weltausstellung mit dem zu erwartenden Massenandrang auswärtigen Publikums, der die Kalamitäten auf die Spitze treiben muß, zu einem gründlichen Wandel in diesen Zuständen den ersten Anstoß abgab, dann wäre sie in der That ein Segen für diese sonst so herrliche Stadt.

So gehen vielfach in diesem Lande große politische Freiheiten, von denen man bei uns noch kaum zu träumen wagt, Hand in Hand mit einer jämmerlichen Administration: naive Leute, die in einer Bourgeoisrepublik das Ideal erblicken! Ueberall schreit die Anarchie des heutigen gesellschaftlichen Lebens nach einer fundamentalen und organischen Umgestaltung, überall drängt sich dem Lebenden die Gewißheit auf, daß es so nicht mehr lange weiter gehen kann: Reformation an Haupt und Gliedern ist notwendig und unabweisbar. Und mag das französische Volk auch noch so lustig und leichtlebzig sein, diese Notwendigkeit drängt sich doch auch ihm immer deutlicher auf, die Socialisierung der Massen, die Verbreitung socialistischer Gedanken und Ideale macht sichtbare Fortschritte. Dabei haben sich sehr viele Franzosen eine gewisse komische Reugierde für die Persönlichkeiten ausländischer Potentaten bewahrt. Man kann keine fünf Minuten vor dem, übrigens trotz der vielgerühmten deutschen „militärischen Pünktlichkeit“ auch noch nicht vollendeten, deutschen Repräsentationsgebäude in der Ausstellung stehen, ohne von irgend jemandem in ein Gespräch über Wilhelm II. verwickelt zu werden. Seine Gewohnheiten, seine Ansichten, seine Thaten und Reden interessieren die Pariser im höchsten Grade. Sie bewundern den Herrscher, der trotz der vielen Repräsentationspflichten, die ihm seine Stellung auferlegen muß, noch immer Zeit finden, andauernd Reisen zu machen, zu dichten, zu komponieren, zu malen, zu zeichnen, Pläne zu Gebäuden, Schiffen und Denkmälern zu entwerfen, militärische Uebungen abzuhalten, zu jagen u. s. w. u. s. w. Ob der deutsche Kaiser wohl zur Ausstellung kommen wird? Diese Frage darf natürlich bei den Parichern nicht fehlen, die es kaum begreifen können, wenn unsrerer gestanden zugestehen muß, daß ein deutscher Socialdemokrat kaum hinreichend über höfische Pläne unterrichtet zu sein pflegt, um darauf eine Antwort geben zu können.

Das deutsche Repräsentationsgebäude erregt andauernd die Aufmerksamkeit aller Ausstellungsbesucher; nichts Verwunderliches bei dem nicht ganz ungemischten Interesse, das die Durchschnittsfranzosen allem von jenseits des Rheins Stammenden entgegenbringen. Es ist nach den Plänen des Bauinspektors Johannes Madle von der bekannten Frankfurter Bauunternehmungsfirma Philipp Holzmann u. Co. am Quais d'Orsay aufgeführt worden. Mit Mitteln ist anscheinend nicht gepart worden und der massige Bau mit dem über 60 Meter hohen Turm macht einen ziemlich guten Eindruck. In welchem Stil es gehalten ist? In jenem wunderlichen „Altdeutsch“, dessen Stunde in Deutschland wohl glücklicherweise bereits geschlagen hat. Schöne Motive, die alten deutschen Bauten entnommen sind, können den gekünstelten Eindruck des Ganzen nicht verwischen. Die breiten Giebelflächen hat man mit Malereien aus der Nibelungen-sage bedeckt, Malereien, deren etwas schreiende Farben von der freudwilligen Pariser Sonne wohl noch etwas gebleicht werden; die Westfacade zeigt eine beachtenswerte Holzarchitektur, die keinen läßlichen Eindruck macht. Mit altdeutsch, soll heißen: schwer zu enträtselnden Buchstaben hat man auf jeder Seite ein Spruchband bedeckt, nicht ohne die Gelegenheit zu benutzen, ein klein wenig — Flottenpropaganda dabei zu treiben: denn während vorn „Arbeit“ und „Friede“ gleichsam als offizielles Programm auf die Beschauer herabprangen, lautet der Spruch auf der rechten Giebelseite:

„Auf die Flut der Stern des Schicksals weist,  
Lichte lähn die Anker, Menschengeist!“

Aber vorher bewillige noch rasch die Flottenvorlage!  
In erster Linie dient das deutsche Haus den Zwecken der offiziellen Repräsentation; wenn es erst aber einmal ganz fertig ist, soll es dem Besucher charakteristische Zweige des deutschen Kulturlebens vor Augen führen. Da wir ja nun einmal in dem Geruch

stehen, das Volk der Dichter und Denker zu sein, so hat man das deutsche Buchgewerbe in erster Linie zu dieser Specialausstellung aussersehen; ihm schliessen sich dann die graphischen Künste in ihren mannigfachen Zweigen und eine photographische Ausstellung im besondern an. In diesem Jahr begehen die Jünger der „Schwaben Kunst“ die Jubelfeier ihres ehrbaren Meisters Johannes Gutenberg: auch auf fremdem Boden wird hier dem Genius des Mannes eine verspätete Huldigung dargebracht. Von Gutenberg zu Röntgen — fürwahr eine bedeutungsvolle Zusammenstellung aus der reichen Entwicklung unseres nationalen Geisteslebens. Andre Säle des deutschen Hauses sollen alles enthalten, was in Deutschland auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrtspflege privater Initiative seine Entstehung verdankt. Der Bourgeoisie muß man zugestehen, daß sie sich in Scene zu setzen weiß! An offiziellen und offiziellen Verherrlichungen flottenbegeisterter Millionäre, die einen winzigen Teil ihrer Reineinkommen zur „Wohlfahrtspflege“ abzugeben für nützlich befunden haben, wird es zweifellos nicht fehlen. Die Dokumente der Arbeitervergewaltigung durch allerhand Kühnemannner, Stumms und dergleichen wird man freilich vergeblich zu finden haben, ebenso wie in den sonstigen socialen Abteilungen schwerlich die Rudimente des Zuchthausgesetzes und des Posadowsky-Erlasses ausgestellt sein werden. Das Weinrestaurant und die damit verbundene Weinbau-Ausstellung im Untergeschoß des deutschen Hauses (der Katalog führt die beiden Veranstaltungen euphemistisch in umgekehrter Reihenfolge an) werden schwerlich so viel Aufmerksamkeit erregen, wie die drei Hauptfälle des Hauses, in denen der deutsche Kaiser den Franzosen eine eigenartige Huldigung dadurch bereitet, daß er sie zur Aufnahme der hervorragenden Werke der französischen Kunst des vorigen Jahrhunderts bestimmte, die sich im Besitz der preussischen Königsfamilie befinden. Der bunte Trübel einer zusammengezwungenen Menge von Globetrottern wird sich dort zwischen Möbel und Gobelins bewegen dürfen, in denen einst Friedrich II. mit dem bissigen Spötter Aronel von Voltaire geistreiche Wortkämpfeien ausfocht und sich über Gott und die Welt lustig machte. Wie sich die Zeiten ändern! Heute haben ja auch wohl die Meisterwerke eines Watteau, Lancret, Pater, Chardin und wie sie sonst heißen, in Berlin und Sanssouci keine rechte Stätte mehr: Anton von Werner und Knackfuß sind an Stelle jener Männer getreten, und anstatt der sträflich lustigen Verse aus Voltaire's Bucelle (seiner Verpottung des Kultus der Jungfrau von Orleans) thut man im Zeitalter der lex Heinze gewiß gut daran, Majors und Dichters Lauff „Eisenzahn“ zu citieren! Wie sagten wir doch eben? „Fürwahr eine bedeutungsvolle Zusammenstellung aus der reichen Entwicklung unseres nationalen Geisteslebens“ . . .

## Anmerkungen zum modernen Bühnenstil.

In Hamburg sah ich vor Jahren eine Aufführung von Ibsens „Gespenster“. Natürlich nicht im Stadttheater, das damals von dem Dörfianer Pollini sozusagen „geleitet“ wurde. Herr Pollini hielt Ibsen für ein schlechtes Papier und so war er ganz konsequent, wenn er nicht damit handeln wollte. Die „Gespenster“ mußten durch eine beschöne Hinterbühre in Hamburg hereingelassen werden. Eine Theaterakademie führte sie mit ihren Schülern auf.

An der Spitze des Instituts stand ein ehemals recht bekannter Hofschauspieler der alten Generation. Daß er im „alten“ nicht untergegangen war, beweist allein die Thatsache, daß er für Ibsen einen offenen Sinn und ein offenes Herz hatte. Im „neuen“ aber war er — soweit die Schauspielkunst in Frage kam — noch weniger untergegangen und so gab er die „Gespenster“ zwar modern-natürlich, aber doch mit den schweren Accenten, die eine schwere Tragödie nicht sowohl erträgt, als vielmehr fordert. Der Eindruck war überaus stark, wenigstens bei mir.

Wenige Wochen nach jener Aufführung brachte das Berliner Residenz-Theater die „Gespenster“ nach Hamburg. In seinem Ensemble fanden sich sehr namhafte Namen, so Rudolf Nittner und Rosa Bertens. In der Aufführung hat ganz gewiß unendlich viel mehr seine und sichere Kunst gesteckt, als in jener Vorstellung, die unter der Leitung eines alten Hofschauspielers von Schülern gegeben wurde. Trotzdem blieb die Wirkung weit hinter jener ersten Aufführung zurück. Wie eine rasende Jagd zog das Ganze vorüber. Da wurde so elegant und flott gesprochen, wie in einem französischen Schwank, wo es gilt, die Leute nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Die Farben der Dichtung wurden durch die leichte Konversation verwischt, und ich begriff den Mann nicht recht, der mir das nachher als „natürlich“ sehr warm empfahl.

Inzwischen habe ich manches begreifen gelernt, auch die moderne „Natürlichkeit“, die manchmal gar nicht „natürlich“, sondern eine sehr komplizierte und gelegentlich wohl auch raffinierte Sache ist. Der Deutlichkeit zu Liebe will ich meine Ansicht an einem konkreten Beispiel auseinandersetzen.

Als Mainz seiner Zeit im Deutschen Theater den Faust spielte, fiel die Art und Weise auf, wie er eine bekannte Stelle schauspielerisch behandelte. Es handelte sich um die Worte:

„ . . . Kenns Glück! Herz! Liebe! Gott!  
Ich habe keinen Namen  
Dafür! Gefühl ist alles;  
Name ist Schall und Rauch,  
Ummebelnd Himmelsglut!“

Mainz streichelte hier Gretchens Wangen, seine Augen leuchteten vor Glück und mit der seligen Leichtigkeit des unbekümmerten Liebhabers sprach er die Verse. Das war gewiß geistreich und ich meinerseits habe mich umjomehr darüber gefreut, als sein Faust sonst keinen tieferen Eindruck hinterließ. Die philosophischen Verse so ganz und gar in leichte Liebesverse umzuwandeln, war, wie gesagt, ein geistreicher Gedanke, zugleich aber war es ein Gedanke von so ähender Schärfe, daß er die wunderbaren Verse zerstörte. Gerade Mainz versteht ganz ausgezeichnet, die Verse einer Dichtung aus der sozusagen abstrakten Deklamation in die Sphäre des menschlichen Geschehens herabzuholen und das ist ein Verdienst, so ehrlich und schwerwiegend wie nur irgend eins. In der erwähnten Scene aber schlug sein Vorzug in einen Fehler um. Er gab eine geistreiche Einzelheit auf Kosten Goethes und so gewiß ich mich über die Einzelheit an sich freute, so gewiß ist es, daß in diesem Augenblick Goethe zu keinem Menschen im Theater sprach, auch zu mir nicht. Wenn aber Goethe nicht zum Publikum spricht, bleibt die Wirkung aus, wie viele Künste sonst auch an die Dichtung verwendet werden mögen. Mainz hat nicht die Aufgabe, diesen oder jenen Gourmand zu erfreuen, sondern soll vor allem den Faust zur Geltung bringen, wenn er den Faust spielt.

Mit der modernen „Natürlichkeit“ verhält es sich etwa so: sie ist zu einer Natürlichkeit für Gourmands geworden. Es ist sehr hübsch, den Mund nicht voll zu nehmen, es ist sehr hübsch, wie ein Mensch zu gehen und nicht wie ein „Held“, auch sein Organ zu schonen, ist eine nützliche Sache. Auf der andern Seite aber ist es auch ganz und gar keine Schande, einmal eine machtvolle Bewegung zu machen, wie es auch ganz und gar kein Verbrechen ist, ein wohlklingendes Organ zu haben. Wenn eine Stelle, bei der ein Schauspieler der alten Schule unfehlbar „losgegangen“ wäre, von einem modernen Schauspieler mit Geist und Verstand gedämpft wird — dann schmeißt der Gourmand im Parkett mit der Zunge und sagt: „Ah! Zuder! „Unser“ Schülze! Ho! Ho!“ Wenn nun aber der Dichter in dieser Stelle Sturm und Drang und Macht zu geben vermeint — was thue ich dann mit Schnitzes Zuder? Selbst wenn der Dichter die Grenzen der Natur überschritten haben sollte, wäre es immer noch besser, mit ihm zu sündigen, als gegen ihn. Die „Natürlichkeit“, die nur genossen werden kann, indem man die Feinheit des schauspielerischen Raffinements bewundert, ist keinen Pfifferling wert. Wir voller Natur, Natur; aber keine Natürlichkeit, die — pardon — zu einem — Kunststücker geworden ist.

Ein Stück von Ibsen mag zehnmal im Salon spielen, der Schauspieler steht darum doch auf dem geweihten Boden der Tragödie, und das braucht er wirklich nicht zu vergessen. Oder besser: er darf es nicht einmal. Und dann die Nachahmer, o — die Nachahmer! Mainz gab, als er Goethe schuldig blieb, wenigstens Mainz und das ist immerhin nicht wenig. Nun aber die Nachahmer, die aus Angst vor „Unnatürlichkeit“ das bishigen Temperament zurückdrängen, was sie überhaupt haben, die Panzen machen, so angenehm wie die Wüste Sahara, nur weil das „vornehm“ ist, weil sie glauben, daß so am „Deutschen Theater“ Komödie gespielt wird. Auf die Gefahr hin, für einen Barbaren gehalten zu werden, will ich bekennen, daß ich oft heimlich den Wunsch auf die Bühne gefandt habe: Etwas mehr Provinz, meine Herrschaften! Etwas mehr das Bewußtsein, daß wir nun doch einmal im Theater sind, wo kein Mensch sich auf die Dauer mit „intimen“ Reizen zufrieden giebt. Es ist unglaublich, wie viel besser für ein Stück mitunter eine schlechte Aufführung sein kann, als eine sogenannte musterhafte. Im „Deutschen Theater“ sah ich einmal Schnitzlers „Bermächtis“ und die dichterische Ohnmacht, die sich hier abquälte, ein Drama zu schreiben, machte mich empfindlich nervös. Monate nachher sah ich dasselbe Stück in einer andren Aufführung, die zwar nicht schlecht, aber doch unendlich viel bescheidener war als jene des „Deutschen Theaters“. Die Arbeit war einfach nicht wieder zu erkennen. Die Schauspieler hatten offenbar nicht die Zeit gehabt, sich in das Detail ihrer Rollen zu verlieren und so kam ein Zug in das Stück, der es zwar nicht zu einem guten, aber doch zu einem leicht erträglichen Drama machte. Das Mühsame und Gequälte war fast vollständig verschwunden. Zuviel Detailarbeit kann einem Drama eben gerade so gefährlich werden, als zu wenig oder gar keine. Die Schauspieler sprachen das wenige, das Schnitzler überhaupt zu sagen hat, frisch und froh herunter und dabei standen sich alle Teile am besten. Das Unterstreichen, Gliedern, Detaillieren der Künstler am Deutschen Theater hatte die Michtigkeit des Ganzen mir peinlich zum Bewußtsein gebracht. Und weiter! Hebbels „Julia“ hatte in der „Neuen Freien Volksbühne“ einen vollen und starken Erfolg, nicht trotz, sondern wegen der unbekümmerten Raivetät, mit der die Schauspieler an die Arbeit gingen. Also lassen wir uns belehren! Die Lorbeeren des „Deutschen Theaters“ sind ehrlich verdient und auch noch immer frisch und grün. Aber gerade weil ich sie schätze, möchte ich mich nicht darauf schlafen legen. —

Erich Schläpfer.

## Kleines Feuilleton.

d. Die Markise. Herrn Tapezierer Behrend!  
Bitte morgen Dienstag zwischen elf und zwölf zu mir heranzukommen, da ich wegen einer Balken-Markise mit Ihnen sprechen möchte. Achtungsvoll

Frau Rangleirat Richter, D . . . straße 5 I.

Er drehte die Karte in der Hand: „Und gerade heute, ausgerechnet gerade heute, wo so viel Arbeit da ist! Wenn Sie wenigstens bis morgen warten wollten!“

„Schied doch mal den Jungen rüber,“ sagte die Frau, „fragen lassen kann man ja doch mal.“

Er sah sie einen Moment an: „Das wäre eine Idee, Du, ja schied ihn mal — ich liebe fragen, ob ich nicht morgen kommen könnte, heute wäre so viel zu thun.“

Die Frau stand auf und ging hinaus, der Mann wendete sich wieder seiner Arbeit zu. Kein Laut durchbrach die Stille der Werkstatt, nur der Stieglitz, der im Bauer auf- und niederhüpfte, zwitscherte ab und zu leise. Nach einer Weile kam die Frau zurück: „Es geht nicht, Alter, sie lassen sogar sagen, Du möchtest doch gleich kommen, Frau Näthin fährt nachmittags in die Stadt und möchte den Stoff dazu besorgen, vorher muß sie aber mit Dir darüber sprechen.“

„Na denn man los,“ er schob den Vokstertessel, an dem er gerade arbeitete, beiseite und wusch die Hände an der Schürze ab. „Hast mir wohl mein Zeug schon mitgebracht?“

„Ja, hier ist es,“ sie legte ihm Rock und Weste auf den Stuhl. „Ist 'ne ganz schöne Bestellung, was?“

„Na, und ob — zwanzig Mark wenigstens, und dann hat sie's noch billig bei ihrem großen Ballon. Wozu zu dünn, daß ich heut rüber muß, zu dünn!“

„Gott, es wird ja nicht so lange dauern, Alter, solche Besprechung, damit ist man doch in zehn Minuten fertig.“

„Ich muß auch auf die Minute passen, wenn ich fertig werden soll; na, thut nichts, wenn es schlumm kommt, arbeite ich die Nacht durch.“ Er nahm seinen Hut und ging.

Pünktlich um 11 Uhr stand er vor der Richterschen Wohnung und zog die Glode. Das Dienstmädchen öffnete ihm und ließ ihn eintreten, sie wollte ihn der Frau Kanzleirat melden, erst nach geraumer Zeit kam sie zurück: „Herr Behrend möge doch einen Augenblick warten, Frau Näthin wäre gerade im Bade.“

Warten — mit einem Senfzer setzte er sich auf einen der alten Mohrstühle, die auf dem halbdunkeln Korridor standen. Der „Augenblick“ zog sich lange hin, seine Taschenuhr zeigte schon dreiviertel zwölf, da öffnete sich endlich die Salontür: „Nun, Herr Behrend, wenn Sie jetzt so freundlich sein wollen.“

„Ja wohl, Frau Näthin!“ Er legte den Hut auf das kleine Spiegelständer und trat näher. Sie ging ihm voran nach dem Ballon, wo der Kanzleirat schon am Frühstückstisch saß.

„Sehen Sie also hier, Meister Behrend, eine Markise über den ganzen Ballon. Wieviel Stoff gebrauche ich dazu?“

„Ja, wollen Frau Näthin denn breiten haben oder schmalen?“

„Was ist denn vorteilhafter?“

„Na ich denke, breiter, Frau Näthin, lassen Sie mal sehen,“ er nahm den Rollstoff und maß. „Ja, nehmen Sie mal breiten, so hundertdreißig Centimeter, dann brauchen wir nur zwei Bahnen. Wie lang soll sie denn sein?“

Die Näthin sah ihren Mann an: „Ich denke doch vom Sims oben, nicht wahr, Max?“

„Ja, ja, vom Sims oben,“ er legte die Zeitung beiseite, „und daß sie etwa bis hierher fällt, sehen Sie mal, Meister,“ er hob die Hand.

„Ja, ganz recht, bis dahin muß sie schon, wie lang wird denn das sein von oben? Haben Sie nicht eine Leiter da?“

„Ja, die ist hinten in der Küche, vielleicht lassen Sie sie sich geben vom Mädchen durch das Berliner Zimmer hindurch — und links über den Korridor, werden Sie finden?“

„Na, ich denke doch, Frau Näthin!“ Er ging und holte die Leiter, und dann, nachdem er angekommen: „Also zwei Meter Länge und zweimal die Breite macht vier Meter im ganzen, und wenn Sie dann noch einen halben Meter auf die Friese rechnen, macht vierinhalb Meter.“

„Und Ringe brauchen Sie auch noch, Porzellanringe, nicht wahr?“

„Ja, Porzellanringe, Herr Mat. Vier Reihen nehmen wir, dann rafft sich das gut, auf jede Reihe sechs Stück, macht zwei Dutzend.“

„Schön, zwei Dutzend, schreib mal auf,“ die Näthin winkte ihrem Manne zu, und was brauchen Sie sonst noch Meister, Stangen?“

„Wollen Frau Näthin denn die auch selbst kaufen? Ja? Dann also zwei lange Stangen, auch so lang wie der Ballon, eine edige zum Festmachen oben und eine runde zum Durchschieben. Und dann die beiden Stützstangen für die Seite, da nehmen Sie auch runde, und anderthalb Meter lang und dann noch Flügelgeschrauben, Herr Mat, zwei Flügelgeschrauben.“

„Das sind die Dinger, womit die Seitenstangen an die untere Stange geschraubt werden, nicht wahr? Sagen Sie mal, das hat mich schon immer interessiert, wie bekommt man denn die Dinger durch das Holz?“

„O, das ist ganz einfach, Herr Mat, da bohrt man erst mit dem Bohrer ein Loch hindurch, und dann geht die Schraube ganz von selbst. Ja, und dann noch Hohlbohrschneur zum Ziehen, nehmen Sie aber recht derbes, das frißt nicht so leicht durchschneuert. Ja, das wäre dann alles.“

„Schön, Meister, und was kriegen Sie fürs Maden?“

Er drehte den Rollstoff in der Hand: „Na — 's ist eine große Marilise — und — na, ich werd's billig machen, weil Frau Näthin 'ne alte Kundin ist — fünfzehn Mark.“

„Schön, so hatten wir auch gedacht,“ die Näthin setzte sich zu

ihrem Mann. „Dann werde ich also alles besorgen und wenn es hier ist, gebe ich Ihnen Bescheid!“

„Sonst kann ich auch morgen nachfragen, Frau Näthin, morgen habe ich Zeit.“

„Nein, nein, lassen Sie nur Meister, ich schied; ich weiß noch nicht, ob ich heut' nach der Stadt komme.“ Sie machte eine entlassende Handbewegung.

„Na ja, dann seien Frau Näthin so freundlich.“ Er griff nach seinem Rollstoff und ging. Die Näthin borchte, bis die Thür hinter ihm in das Schloß gefallen war. Dann wandte sie sich lachend zu ihrem Mann:

„Na, siehst Du, nun haben wir Bescheid, und sogar wie die Flügelgeschrauben reinkommen, weißt Du. Nun laß ich die Näherei vom Mädchen machen, Du hämmerst und schraubst das Ding zusammen und schließlich gebe ich dem Porlier ein Fünfgrößenstück, und er legt es auf. War das nicht eine feine Idee mit dem Tapezierer?“ —

### Physikalisches.

— Die höchsten hörbaren Töne. Rudolf König hat nach der Methode der Differenztone oder Stoßtöne einige Reihen hoher Stimmgabeln untersucht. Er erreichte mit 17 26 840 Schwingungen in der Sekunde, während es nach derselben Methode vorher nur gelungen war, Pfeifentöne bis zur Schwingungszahl 14 000 genügend sicher zu bestimmen. König vermochte den Ton von 26 840 Schwingungen nicht mehr zu hören, wohl aber die durch ihn beim Zusammenklang mit einem anderen Ton erzeugten Stoßtöne. Das Intervall zwischen zwei Tönen, die noch Stoßtöne erzeugen können, nimmt mit steigender Tonhöhe ab und ist nach Königs Versuchen bei 17 auf einen halben Ton gesunken. Die Grenze der Hörbarkeit der Stimmgabeltöne liegt nach den Versuchen Königs durchgängig bei  $c^7$  mit 16 384 Schwingungen in der Sekunde. König hat auch Versuche angestellt, die Schwingungszahlen seiner Stimmgabeln mit Hilfe der kindlichen Staubfiguren festzustellen. Diese Methode erwies sich als sehr aussichtslos. Es gelang noch, Staubfiguren mit einer Stimmgabel zu erhalten, welche 90 000 Schwingungen in der Sekunde macht. —

### Geologisches.

— Die Abstammung der Kohlensäure in natürlichen Kohlenäure-Quellen. Die herrschenden Ansichten über die Abstammung der Kohlensäure in den kohlenäurehaltigen Quellen sind vom Standpunkt der Geologie folgende: Das Auftreten von Kohlenäure-Ausströmungen und ebenso das Vorkommen von kohlenäurereichen Wässern wird mit der Annahme erklärt, daß entweder noch bestehende vulkanische Vorgänge die Quellen dieser Gasentwicklung sind oder daß in den vulkanischen Gesteinen absorbierte Kohlensäure angehäuft ist, welche dann im Wasser sich allmählich auflöst. Wie berechtigt diese Annahmen für viele Fälle des Vorkommens von Kohlenäurequellen auch sein mögen, für alle Fälle bieten sie keine genügende Erklärung. Es ist deshalb berechtigt, die Frage zu stellen, ob da nicht noch andre Ursachen vorhanden sind. Denn in Böhmen insbesondere giebt es viele kohlenäurehaltigen Quellen inmitten von Moor- und Braunkohlenlagern oder in deren nächster Nachbarschaft. Da liegt nun die Vermutung nahe, daß bei dem sich vollziehenden Prozeß der Vermoorung und der Braunkohlenbildung Kohlensäure frei wird, die dann vom Wasser absorbiert wird. Durch genaue und wiederholte Versuche ist gefunden worden, daß bei der Bildung eines Metercentners Braunkohle aus Holz 14 Kilogramm Kohlensäure frei wird. Man kann sich nun eine Vorstellung machen, welche ungeheuren Mengen Kohlensäure sich aus einem größeren Braunkohlenflöz entwickeln müssen. Es ist bekannt, daß Braunkohle an der Luft sich rasch verändert und Kohlensäure abgiebt. Professor Güntel fand durch Versuche, daß auch unter völligem Abschluß der Luft Kohlensäure abgegeben wird, und zwar um so mehr, je höher die Temperatur ist. Daraus und aus andern Ursachen folgte er, daß der Prozeß der Moor- und Braunkohlenbildung ähnlich einem Gärungsprozeß durch kleine Lebewesen (Monaden) bedingt sein müsse. Selbstverständlich sind die Untersuchungen über diesen Punkt noch nicht abgeschlossen. Aber soviel ist sicher, daß die Braun- und Steinkohlen-Lager ständige Quellen der Kohlensäure-Entwicklung sind, und daß deshalb eine Anzahl von Kohlenäure-Quellen in vielen Fällen (namentlich in Böhmen) ihren Kohlenäure-Gehalt und somit ihr Entstehen direkt den Braunkohlen- beziehungsweise den Moorlagern verdanken. — (Mutter Erde.)

### Humoristisches.

— Man muß sich zu helfen wissen. „Sagen S' mir, Frau Nachbarin, warum haben S' denn Ihren Mops in Papagei-Läufige fassen?“

„Ja wissen S', damit er mir nicht in der frisch g'waschenen Stub'n umananda lauft!“ —

— Raffiniert. „Ja, was ist denn das, Herr Bäuchle? Sie gehen ja jetzt alle Tage in die Vorlesungen des Vegetarier-Vereins? Wollen Sie am Ende gar beitreten?“

„Ach gar keine Spur! Ich geh' nur hin, weil mir denn z' Haus mei' Kostbrattl no' amal so gut schmeckt!“ —

— Gewöhnlichkeitsphrase. Sie (beim Abschied): „Wirst Du mir auch treu bleiben, Max?“

Er (Geschäftskreisender): „Ja, wenn ich Zeit hab'!“

(Flieg. Bl.)